

Das Weihnachtswunder

Autor(en): **Moeschlin, Felix**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 51

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648557>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 51
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
22. Dezember
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

„Und hättet ihr der Liebe nicht!“

Ein Weihnachtsgedicht von Ernst Oser.

Wohl ist's nur eine kurze Frist,
Da tausend Herzen offen stehn
All' derer, die den heiligen Christ
Auf ihrem Wege kommen sehn.

Still und verträumt so mancher lauscht
Den alten Liedern jener Zeit,
Da seine Jugend, frohumrauscht,
Warb um die Weihnachtseligkeit.

Ob auch der Jahre Schritt und Tritt
Dir das Gedenken oft zertrat,
Dein Auge glänzt, dein Herz schwingt mit,
Wenn sich das Fest der Feste naht.

Ist auch dein Bäumchen noch so klein,
Dein Stübchen noch so arm und schlicht,
Es brennt doch in der Seele dein
Ein unvergeßlich' helles Licht.

Und wenn dein Glanz die Liebe nährt,
Dann leuchtet er zur Nacht hinaus.
Er gleicht dem Stern, der ewig währt,
Und ewig schirmt dein irdisch' Haus.

Wo aber voller Prunk und Glanz
Ein Lichterbaum erstrahlt und gleißt,
Des Reichtums oft so schwere Last
Vergeßen läßt, was Weihnacht heißt.

Dann ist's wie lebenloses Licht,
Ob noch so laut die Freude gellt.
Wo es an Liebe dort gebricht,
Bleibt hohl die Weihe und zerspellt.

Darum, ihr Menschen, helft und gebt
Zur Weihnachtszeit! Der Armen sind
So viele noch, und neu belebt
Sie eure Liebe, warm und lind.

Der Kranken denkt, und jener auch,
Die wund und irr das Leben schlug!
So mancher noch — ein dürrer Strauch —
Der einstmals volle Früchte trug.

Wem Weihnacht gilt? Dem Kindlein dort
Im Stalle, das einft nackt und bloß,
Das durch Aeonen fort und fort
Die Botschaft kündigt, reich und groß!

Deß' Erdenwallen Liebe war
Und Güte nur für Arm und Reich.
Ein Helfer ist's unwandelbar,
Seit jener Christnacht, wundergleich.

So gebt und helft, ihr Menschen all',
Und machet eure Herzen weit,
Daß jener Liebe Wiederhall
Durchklinge eure Weihnachtszeit!

Das Weihnachtswunder.

Von Felix Moeschlin.

Der alte Doktor schrieb ein Rezept und sagte dann ruhig und gemächlich: „Es ist nicht schlimm. Ein leichter Bronchialkatarrh. Alle zwei Stunden einen Eßlöffel voll. Dann wird die Elise bald nicht mehr husten.“

Frau Wyler dankte ihm für seine Mühe. Es sei bei dem Wetter sicherlich kein Vergnügen gewesen, zu ihrem einsamen Hause hinaufzusteigen.

„Ach, was das Wetter betrifft“, sagte der Doktor, „darnach fragt unjereiner nicht. Es steht übrigens voll-

kommen in Uebereinstimmung mit den Gewohnheiten der Jahreszeit, und mehr kann man doch eigentlich von einem Wetter gar nicht verlangen. Nicht wahr?“ Er schaute die Frau forschend an. „Sie sehen übrigens auch nicht gut aus, Frau Wyler! Fehlt Ihnen etwas?“

„Ein Wunder“, sagte die Frau und guckte über ihn hinweg.

„So, so, ein Wunder, nicht mehr und nicht weniger?“

„Nicht mehr und nicht weniger, Herr Doktor. Ich ge-

höre nicht zu den genügsamen Seelen. Das werden Sie bereits wissen.“

„Ja, man weiß, und darüber wäre noch zu reden, und was das Wunder betrifft, so haben Sie Ihren Wunsch gerade am rechten Tag geäußert. Es gibt nicht bald einen besseren Tag dafür als der heutige.“

„Bis jetzt habe ich noch nichts davon gemerkt“, sagte sie bitter.

„O, liebe Frau Wyler, wir steden noch im Nachmittag drin, das ist keine Zeit für Wunder. Aber am Abend dann, und in der Nacht, wir werden uns kaum zu helfen wissen vor lauter Wunder. Man braucht nicht abergläubisch zu sein, um an den Weihnachtsabend, an die Christnacht zu glauben.“

Sie lächelte wehmütig. „Daß Sie so fröhlich geblieben sind, Herr Doktor, und sehen doch tagaus, tagein nichts anderes als Kranke und Sieche. Ich hielt es nicht aus.“

„Man weiß nie zum voraus, was man aushalten kann“, sagte er langsam. „Der Mensch kann merkwürdig viel aushalten. Wenn ich mich nicht täusche, haben Sie selber schon die gleiche Erfahrung gemacht.“

„Ja, leider. Man ist hinterher zornig, daß man nicht den Mut hat, zu sagen alles oder nichts und mit diesem Leben glatte Rechnung zu machen.“

„Pst, pst“, sagte der Doktor, „wir wollen lieber von Ihrem Wunder reden. Was für ein Wunder verlangen Sie denn?“

„Ein großes.“

„Ganz recht, wenn je, so darf man am Weihnachtsabend etwas Großes verlangen. Die Verwirklichung ist nie so leicht wie heute. Man kann den Teufel beschwören und jeden Wunsch von ihm erfüllt erhalten. Und wenn Sie das nicht wollen, so können Sie sich an drei Brunnen das Gesicht waschen und sehen dann alles, was das neue Jahr bringt. Um die Mitternachtsstunde fließt in Flüssen und Bächen Wein statt Wasser und die Apfelbäume blühen und bringen sofort reife Früchte. Wenn man aber unter einem solchen Apfelbaum steht, sieht man den Himmel offen.“

„Märchen, Herr Doktor.“

„Natürlich, aber es wird mir wohl ums Herz, wenn ich diese Märchen höre, und das ist vielleicht ein Beweis dafür, daß irgend eine ganz tiefe Wahrheit aus ihnen spricht, denn gerade das Unglaubliche daran klingt so glaublich, möchte ich sagen. Und wenn ich dran denke, daß zwischen elf und zwölf die Tiere reden können, daß das Vieh in den Ställen kniet und betet...“

„Aber das tut es doch nicht...“

„Nein, es tut es wahrscheinlich nicht, Sie haben recht, unsere naturwissenschaftlichen Erkenntnisse sprechen dagegen, aber vielleicht wäre es möglich, ich finde, es ist so hübsch, sich zu denken, daß die Tiere auch einmal reden können, es hat mir einen ungeheuren Eindruck gemacht, als mir das der Großvater zum erstenmal erzählte. Ich war damals noch ein kleiner Bub und nahm mir fest vor, im Stall nachzuschauen. Aber vor lauter Weihnachtsgeschenken habe ich das immer wieder vergessen.“

„Vielleicht könnten wir heute Abend zusammen nachschauen.“

„Nein, lieber nicht, es möchte sich herausstellen, daß wirklich nichts Wahres dran ist an dieser hübschen Ge-

sichte, und das täte mir leid. Als Doktor hat man ein wenig Aberglauben bitter nötig.“

„Und wenn man kein Doktor ist?“

„So hat man ihn vielleicht auch nötig und darum würde ich an Ihrer Stelle ganz getrost auf Ihr Wunder hoffen. Was ist es denn für eines? Vielleicht kann Ihnen meine Diagnose und Prognose nützlich sein.“

Die junge Frau ging von ihm weg und trat ans Fenster.

„Liebe Frau Wyler“, fuhr der Doktor fort, „ich war mit Ihren leider allzu früh verstorbenen Eltern so eng befreundet, daß ich mir ein Wort erlauben darf, das in solcher Freimut einem anderen vielleicht nicht anstehen würde. Ich kenne das Wunder, das Sie ersehnen. Es heißt „Ver-gessen“. Sie möchten vergessen, daß Ihnen Ihr Mann un-treu geworden ist. Sie möchten vergessen, daß in unserem Kinderheim ein kleines Wärmchen liegt, das das Kind Ihres Mannes ist und eines Mädchens, das Sie hassen.“

Die junge Frau nickte mit dem Kopf.

„Ja, es wäre ein Wunder, wenn Sie das vergessen könnten“, sagte der Doktor langsam. „Aber es gibt ein noch größeres Wunder, das Sie ersehnen. Sie möchten, daß dies alles nicht geschehen wäre.“

Wieder nickte die junge Frau mit dem Kopf. Man hörte sie leise schluchzen.

Der alte Doktor schwieg eine Weile. Dann fuhr er behutsam fort: „Man kann nichts ungeschehen machen. Aber man kann etwas anderes, das heißt, dies können, bedeutet vielleicht eben ein Wunder... Man kann etwas Geschehenes, statt es immer wieder feindlich von sich zu stoßen, so in sich aufnehmen, daß es zu einem Teil des eigenen Erlebnisses wird und damit seine quälende, ätzende Schärfe verliert. Deutlicher ausgedrückt: Man kann die Schuld eines anderen zu seiner eigenen Schuld machen, dadurch, daß man sich mit einem andern ganz identifiziert. „Was du getan hast, habe ich getan.“ Dann kann die Schuld nicht mehr trennend zwischen zwei Menschen stehen. Aber es ist ein Wunder, ich gebe es zu.“

Die junge Frau hatte sich umgedreht. Dann schien sie sich auf ihr Weinen zu besinnen, fuhr mit einer raschen Bewegung über die Augen und trat auf den Doktor zu. Der war aufgestanden und sagte nun so leise, als spräche er mit sich selber: „Es gibt zwei Möglichkeiten auf der Welt, um der Dinge Meister zu werden. Die eine heißt Gerechtigkeit, die andere Gnade. Von der Gerechtigkeit allein kann die Welt nicht leben. Ich glaube nun, daß Sie in der ganzen Auseinandersetzung mit Ihrem Mann es an Gerechtigkeit nicht haben fehlen lassen, wohl aber an Gnade. Ich weiß aber auch, daß ich mich mit diesen Worten schon so weit in Ihr eigenstes Leben dränge, daß jeder weitere Schritt mir verboten ist. Meine Stimme wird Ihnen nichts mehr sagen, lauschen Sie der Ihren. Ich kann nicht glauben, daß sie stumm ist.“

„Sie ergriff seine Hände. „... Sie meinten also, ich müßte...“

Er schüttelte den Kopf. „Nicht so. Ich meine nichts, und Sie müssen nichts...“

„Aber ich kann doch nicht dieses Kind in mein Haus aufnehmen?“ stammelte sie erregt, „ich kann doch nicht meinen Mann wieder zu mir rufen, als ob nichts geschehen sei?“



Auf der Flucht nach Ägypten. — Nach einem Gemälde von Christian Speyer.

„Die Fragen bedeuten schon genug“, sagte der alte Doktor ernst.

Sie starrte ihn an. „Ich verstehe Sie nicht.“

„Fragen sind schon Antworten“, sagte er mit einem Lächeln.

„Es ist mir nicht ums Lächeln“, stieß sie mühsam hervor.

„Ich glaube, wir werden heute Abend doch noch ein Wunder erleben“, meinte der Doktor und blieb bei seinem Lächeln. „Jetzt muß ich gehen. Der geizige Baumann hat einen Schlaganfall erlitten und braucht mich. Nun will er gern Haus und Hof verkaufen und aufhören mit dem ewigen Schinden und Werken, wenn er nur weiterleben dürfe. Er ist wahrscheinlich zu spät zur Besinnung gekommen. Seltsam, daß die Menschen mit dem Leben nicht heiliger umgehen.“

„Ich möchte Sie noch etwas fragen, Herr Doktor!“

„Fragen Sie sich selber. Wenn Sie es auf die rechte Weise tun, dann werden Sie auch die rechte Antwort erhalten. Leben Sie wohl, Frau Wyler. Und schöne Weihnachtsachten!“

„Schöne, o!“ Sie wandte sich wieder dem Fenster zu. Der alte Doktor ging leise aus dem Zimmer.

Sie schaute hinaus. Der Sturm hatte nachgelassen. Der Schnee war aufgezehrt von lauer Luft und Regen. Das Grün hatte einen ganz starken Schein. Die ganze Natur schien irgendwie zu zittern und zu beben. Die Bäche rauschten aufregend und laut wie im Frühling. Vom Walde her kam ein Rufen und Raunen.

Die junge Frau fühlte eine Schwäche, die voll Süße über sie kam. Es war schön, stolz und stark zu sein, aber es war vielleicht auch schön, demütig und schwach zu sein.

„Ich gehe in die Apotheke hinunter“, sagte sie zur Magd, die mit einem Kampferölmuschlag im Bette lag.

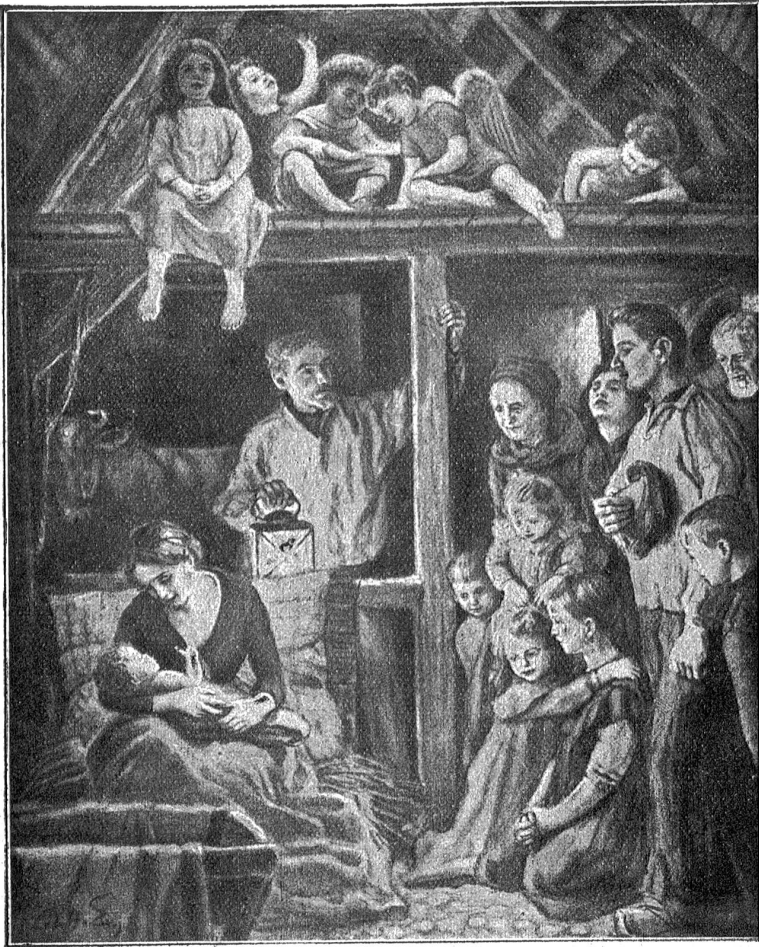
„Um's Himmelswillen, meinewegen doch keine solche Müh“, keuchte Elise, „ich werde auch ohne Rezept wieder gesund.“

„Pf!“ machte Frau Wyler, legte ihr die Decke sorgsam um die Schultern und huschte aus dem Zimmer.

Als sie von der Apotheke wieder heimwärts schritt, merkte sie auf einmal, daß sie nicht den gewohnten Weg ging. Erschüttert stand sie still. Wie kam sie zu diesem Weg? Er führte zum Kinderheim. Was hatte sie im Kinderheim zu tun? Sie wollte umkehren, aber sie konnte nicht. Da ergab sie sich in ihr Schicksal. Was half es, sich dagegen zu wehren! Mächtig brach es in ihr auf. Mitten auf dem Wege, mitten in den Häusern drin. „O, was will ich gegen mein Herz! Bin ich nicht selber aller Wunder fähig? Kann ich nicht Wein geben statt Wasser wie die Flüsse und Bäche, kann ich nicht blühen mitten im Winter wie die Apfelbäume in der Christnacht? Alles kann ich, ich muß nur dem Strome vertrauen, der in mir rauschen, der aus dem Herzen in die Welt rauschen will.“...

Sie war ganz die als energisch und tatkräftig bekannte Frau Wyler, als sie weiter ging.

Eine halbe Stunde darauf stieg sie mit einem kleinen



Im Stalle zu Bethlehem. — Nach einer Zeichnung von Otto Heinrich Engel.

Bündel im Arm bergan. Aus dem Bündel kam dann und wann ein Laut wie von einem Vogel. Sie lächelte. War das nicht die einfachste Geschichte von der Welt? Wochten sich die Leute da unten zu Tode verwundern, was ging sie das an.

Da sie schon ihr Haus sah, stand sie noch einmal still. Ja, sie spürte auf einmal eine so große Müdigkeit, daß sie sich unter einen Apfelbaum setzen mußte, dicht am Wege, und den Kopf an den Stamm lehnte. Sie und das Bündel und das Haus, alles miteinander war doch nicht so einfach. Der wahnsinnige Schmerz einer Liebenden, die sich betrogen weiß und nichts begreifen kann, bäumte sich noch einmal in ihr auf. War er mit Härte nicht doch noch leichter zu ertragen gewesen als mit Milde?

Sie schloß die Augen. Sie versank ganz in ein martertes Sinnen, vor dem es keine Flucht gab. So überhörte sie die Schritte, die ihr naheten. So überhörte sie es auch, daß die Schritte nicht weit von ihr still wurden.

Wie unter einem Zwange öffnete sie mit einem Ruck die Augen. Ein Mann stand vor ihr. Den Hut hielt er in den Händen. Sein Antlitz war wie zerrissen und durchpflügt von Sehnsucht und Leidenschaft. Seine Augen gaben mit einem fast unerträglichen Licht die bis aufs Tiefste offenbarte Seele.

„Ich wollte das Kindlein besuchen“, stammelte er.

Sie schwieg.

Er tat die letzten Schritte auf sie zu und fiel vor ihr auf die Knie.

„Was meinst du damit?“ Er deutete schon auf das Bündel.

Sie schwieg immer noch.

„Es war dein Recht, damals, alles zwischen uns zu zerreißen“, sagte er leise, „dein volles Recht... denn wer sollte dies begreifen“, er deutete wieder auf das Bündel, „und dennoch an meine Liebe glauben?“

Da legte sie ihre Hand auf sein Haupt und sagte mit einem schüchternen Lächeln: „Die Welt kann nicht vom Recht allein leben.“

Spät in der Nacht flüsterte sie: „Jetzt knien die Tiere im Stall auf dem Stroh und beten. Oder glaubst du das nicht?“

„Doch“, sagte er andächtig, „ich glaube es!“

Weihnachtslegende.

Maria hegt auf ihrem Schoß
Ein Kindlein, das liegt arm und bloß,
Und nur der zarte Widerschein
Der Mutterliebe hüllt es ein —
Vielleicht, o Knäblein, ist es auch
Von einem Stern ein Glanz und Hauch.
Hell strömt er übers kleine Haus
Den silbersamen Schimmer aus.

Im Felde ruhen Hund und Schaf,
Und auch der Hirte träumt im Schlaf.
Und Schritte kommen mit dem Wind:
Drei Männer, die Gefrönte sind.
Der König Glaube geht voran,
Das Bildnis Gottes umgetan.
Der König Liebe folgt ihm nach,
Der sich ein grünes Reislein brach.
Der dritte, schweigend allezeit,
Das ist der dunkle König Leid.

Maria, bange nicht zu sehr,
Die Menschheit wandelt hinterher.
Mit Lasten, die wie Kreuze sind,
Mit Kränzen wie von Dornengewind —
Und einen, der den Tod erlitt,
Den tragen sie im Zuge mit.

Der Zug zwar schreitet ungeschm,
Und nur die Könige begeh'n
Den Weg, der zu dem Knaben führt,
Den Gott als Heiland auserkürt.
Und Glaube, Liebe, beide knien —
Nur einer steht vor Christus hin:
Der König Leid, doch lieb und licht
Strahlt ihm des Heilands Angesicht.
Und Glaube, Liebe beugen tief
Sich ihm, zu dem sie Gott berief,
Und schenken ihm, der Ahnung voll,
Den Stab, daran er wandern soll.

Walter Dietiker.